

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 509. Ich bin Ihre in mein letzte Schreibbriefe Spring-Boem gepremmt und Sie sollte es auch heut sein; anwer Sie glauben mich nit, wie hard es mich antomme is. Es is ja nit, das ich nit die Beagabung un das Talent hat, ich hen die grohartigste Gedanke un Eudies in mich, der Trubel is nur ich kann se nit von mich gewone. Ich hen mich e gutes Feuer in mei Grotz gefahrt un hen mich mein Ahstiele Stad, wo mich der Philipp, was mein Hosband is, for letzte Jhster gefahrt hat, neire dran gestell; dann hen ich e Koppel Drensches in die Ras gelegt un hen mich auch den Kestich mit den Krenneire Bird hingestekt, dann hen ich mich in kleine Teibel vor mein Kadelstuhl gestell, hen mich hingelagt un den Weg hen ich so e baut alles gedahn, was e arm-fellae Frau duhn kann, for die rechte Friehtlings - Stimmung herodr un zu gaubere un die richtige Friehtlingsge-fuehle zu erwecke.

Um allem die Krone aufzusehe, hen ich mich e Kimmelsche getadelt un dann hat es les gehn konne. Ich hen mein Pempel in die Hand genommen hen e paar verliebte Blide nach den Krenneire Bird un die Drensches geworfe un dann hen ich gefahrt:

Der holde Friehtling is erwacht Es war grad so um halwer Acht -

Da hat die Dohrbell gerunge. Ich hen off Koehrs nachsehn muesse wer es gewese is un da is es en Reibder gewese wo gefragt hat, ob ich in mit meine Bohns verkaufe wollt. Well, den sin ich anwer in leh denn no Teim los geworde. Soich en Eudie! wenn ich e Springboem mache wollt, mich mit meine Bohns zu battere! Es hat e lange Zeit un noch e Kimmelsche genome, befor das ich wider in e Schlep war, mich geistig zu beschaf-tige. Ich hen geschriowe:

Da geh ich in verzagtem Lauf un mach mit Bettruhm Fenster auf, un, ach, was war das für e Pracht: Der holde Friehtling war erwacht!

Well, wie is das? Ei tell juh, das hat anwer auch en Effort genome un ich sin so geschwacht gewese, das ich eine von die Drensches hen esse muesse. Dann hen ich mit freudig erregtem Herze mein Pempel wider in die Hand genome un - well gefahrt hen ich nit gleich, bitahs es is mich mit einem mal ganz dumm in mein Kopp gewese. Ich wunner ob der Schiller un der Schekhter auch so Monumente gebab that? Uff emol is es mich wider tonne. Ich hen geschriowe:

En Duft kam da an meine Nos Der war, ei tell juh, grandios -

Ich hatt mich gern noch for e Weil hower den Duft verbreitet, anwer da sin die Kids kein tonne un jedes hat e Stid Brot hen wolle. Ich hen jedem e Tschont abgeschnitte un hen es mit Wuth un Schelle geschmiert, so schnell wie ich getonnt hen, bitahs ich hen gewollt, das se reiteweg aus den Haus gehn sollte, was se immer, wenn se ihren Lonsch gebabt hen, duhn. Wie ich die Fregel los geworde sin, hen ich mich wider an mein Schapp gemacht. Anwer von den Duft hen ich nids mehr sage konne, un for den Riesen hen ich ihn auch gedrappt. Anwer ich hen wider en herrliche Gedanke kriegt. For den Versch zu en würdige Abschluß zu bringe, hen ich geschriowe:

For Freid das Herz im Leib mach lacht Bitahs der Friehtling is erwacht. Ich denke, ich hen den Friehtling schon emal erwache losse, anwer das macht nids aus, ebbs schönes kann mer auch zweimal sage un der Mister Schiller hat sich denselbe Wjg auch verschiedene male erlaubt. Anwer ich hen mich jetzt den Kopp verbroke wie alles un es is mich kein vernünftiger Gedanke tonne. Ich hen doch den Friehtling nit n o e mal erwache lasse konne! Anwer anwer die Weilscher un all die schöne annere Flawersch wo in die Springteim bluhme, hen ich noch ebbs sage muesse un das hat doch emnissau nit so hart sei konne. Also man tau wie die Leut in Plattdeisch-land sage:

Vorbei sin jetzt Kält Eis und Schnee, Die Weilscher tonne in die Höh Das is die Strömung unferer Zeit - Da is der Philipp heim komme un fängt an zu hallern, was das for en Weg war, es war jetzt schon halb nach zwöf Uhr un es war noch kein Diner redig. Die Supp deht an den Ritschenstohf stehn un war vollständig verbrennt. Er wollt sei Dinner hen un die Buwe auch. Well, das hat mei Poehtrie off Koehrs gestappt. Was hat auch so en ungebildeter Mann for e Verstehsthemich von Poehtrie! Ach, Mister Githor, warum sin ich nit in e differente Surraundings, so was mer auf deitsch Gtmosier rufe duht, komme! Da hatt ich doch ebbs an-rechtler leiste konne. Well jetzt misse Se meine Spring-Poehtrie den Weg nemme wie se is. Rehbie auf e anneres mal krieg ich e wenig mehr Zeit. Mit allerhand Achtung Yours Lizzie Hanfstengel.

Gelungen. A.: „Mit der Suggestion ist es doch eine merkwürdige Sache. Man kann z. B. sogar einer Dame suggerieren, daß man ihr einen Kuß gegeben habe!“ B.: „Haben Sie es schon selbst versucht?“ A.: „Gewiß!“ B.: „Und das Experiment ist gelungen?“ A.: „Großartig! Es hat mir sogar eine furchtbare Ohreize eingebracht!“

Scheinbarer Widerspruch. „Nun, wie ist dein Stellbildein mit der kleinen Wieze in der Konditorei verlaufen?“ „Beim Schälchen Heizen war sie erst merkwürdig tühl, nachdem sie aber eine Portion Eis gegessen, thaute sie gleich auf!“

Eine annehmbare Entschuldigung. „Statt daß Sie etwas zu Ihrer Bildung beitragen, verheiß Sie die Abende hier im Wirthshaus und spielen mit dem Wirth Stid. Warum gehen Sie denn nicht lieber öfters in's Theater?“ „Ja, sehen Sie, ich kann dem Theater absolut nicht abgewinnen, aber dem Wirth wohl!“

Charakterisierung. „Ihr Kesse ist doch ein merkwürdiges Talent! Er malt, dichtet, musiziert.“ „Ja, sehen Sie, er ist ein Mensch von vielfeitiger Talentlosigkeit.“

Der Kermis. „Was höre ich, Egon: Du bist unter Kuratel gestellt?“ „Ja, theuerstes Bäschen; denke Dir: meine Segelhacht und mein Lenbbarer sind verkauft, mein Rennstall ist aufgelöst, mein Automobil verfeigert; zu meinem gestrigen Geburtstage habe ich ein Paar Rollschuhe bekommen.“

Er weiß sich zu helfen. Der geizige Säulzenbauer: „Geld wollt ihr doch nicht für den Weg nehmen, Bittel; aber frühstückt ordentlich, dahier ist Brot und Wurst!“ Bittel: „Na, die ichrene Regenwürst! Die soll ich anknede!“ Säulzenbauer: „Freilich sollst du sie ankneden, wo ich will!“ Säulzenbauer: „Natürlich darfst du sie ankneden, wo du willst.“ Bittel: „Na, da dank ich keene! - Da will ich sie derheime anknede!“

Ein Vorsichtiger. Ede: „Was hast du denn da?“ Lude: „Eine Auskunft über den Privatier Raier.“ Ede: „Bist du vielleicht gar seine Tochter heiraten?“ Lude: „Nein, aber einbrechen möchte ich bei ihm.“

Die Orchideenjagd.

Die Orchideenjagd ist der gefährlichste Sport, den die Menschen erkunden haben. Man ahnt kaum, wie viel Menschenleben die Eroberung jeder einzelnen dieser kostbaren Blumen gekostet hat. Die Orchideen, wahre Wunder der Schöpfung, entfalten sich nur unter einem Klima, das feucht und heiß zugleich ist; man findet sie daher nur in den ungesundesten Gegenden der Erde.

Die berühmtesten Orchideenjäger haben ihre Leidenschaft für die verführerischen und tobdringenden Blumen, die einer Modelaune und dem immer mehr überhand nehmenden Luxusbedürfnis ihre Beliebtheit verdanken, mit dem Leben bezahlet müssen. „Auf der Orchideenjagd“, so lesen wir in Chambers Journal, „landen Falkenberg in Panama, Klabod in Mexiko, Brown in Madagaskar, Willis am Äquator, Digance in Brasilien, Schröder in Sierra Leone und noch viele andere den Tod. Eine der großen englischen Firmen, die mit Orchideen Handel treiben, hatte acht ihrer Vertreter ausgesandt, auf daß sie die seltenen Orchideenarten, die auf dem Westabhang des Himalaja wachsen, als Beute heimbrachten. Nach einem Jahre war von den acht tüchtigen Blumenjägern auch nicht einer mehr am Leben. Acht andere Orchideenjäger hatten sich in Tomatabe versammelt, um sich dann nach verschiedenen Richtungen hin zu wenden. Ein Jahr später war auch nur noch einer am Leben, und dieser eine hatte sich eines jener schleichen Fieber zugezogen, von denen man nie wieder genesen kann. Es sind aber nicht alle Opfer der Leidenschaft für die Orchideen den Tüden eines ungesunden Klimas erlegen. Fostermann, der nicht weniger als vierzig neue Orchideenarten entdeckt hat, erzählt, daß er eines Tages in einem fiamessigen Urwalde mit seinem Führer beriet, wie einer herrlichen Orchidee, die sich wie eine Schmaroherpflanze bis zum Wipfel eines hohen Baumes emporgeschlungen hatte, am besten bezukommen wäre. Da die Sonne sich am Abend neigte und die Waldtiefe viel zu moralisch war, als daß man dort die Nacht hätte verbringen können, beschloß man, die eingeborenen Träger zum Wipfel des Baumes emporzuleiten zu lassen, während der Führer sich aufmachen sollte, um einen Lagerplatz für die Nacht zu suchen. Der Führer hatte sich aber kaum einige Schritte entfernt, als Fostermann ein furchtbares Gebrüll hörte: ein Tier hatte sich auf den unglücklichen Mann gestürzt und ihn weit fortgeschleppt. Da inzwischen die Nacht hereingebrochen war, konnte man das Raubthier nicht einmal verfolgen; dafür gab man aber später der so schwer erlämpften Orchidee den Namen des armen Opfers der Jagd.

„Auch die Bulbophylla Elisabetha ist um den Preis eines Menschenlebens erobert worden. Während in einem Walde auf Madagaskar ein Orchideenjäger einen Baum fallen ließ, um eine in den Treibhäusern Europas noch nie erscheinende Orchideenart, die bis zu den höchsten Zweigen emporgeklüftet war, in seinen Besitz zu bringen, sprang ein Neger eine sehr große Wildblase ins Gesicht und zerfleischte dem Schwarzem den Rücken und die Schultern in so entsetzlicher Weise, daß der Unglückliche bald darauf seinen schweren Verletzungen erlag. „Man wirft den Wilden oft vor, daß sie einen Baum niederlegen, um eine Frucht zu pflücken; die Orchideenjäger gehen noch weiter: sie fällen einen Baum, um eine Blume zu pflücken. Auf den ersten Blick glaubt man solche Barbarei nicht entschuldigen zu können, bald aber erkennt man, daß sie durchaus gerechtfertigt ist. In den tropischen Ländern ist die Schlange, die sich unter Blumen verbirgt, keine rhetorische Phrasen, sondern furchtbare, fast immer tobdringende Wirklichkeit. Der Mensch, der einen Baum erklüftet, dessen Spitze einer Schmaroherorchidee Obdach gewährt, ist unrettbar verloren, wenn aus dem Laube plötzlich der Kopf einer aus ihrer Ruhe aufgestörten Schlange auftaucht. Auf dem glatten Boden ist die Flucht möglich, auf einem Baume aber hat der Mensch in solchen Fällen keine Rettungsmöglichkeit. Bei einer Orchideenerpedition wurden zwei Männer von Schlangen gebissen, und beide mußten das Leben lassen. In einigen südamerikanischen Ländern schreiten die Eingeborenen sofort zur Amputation des von einer Giftschlange gebissenen Gliedes, denn sie wissen aus Erfahrung, daß das Gift der kleinen Reptile, die Südamerikas Wälder unsicher machen, schon nach kurzer Zeit tödlich wirkt. Ein Indianer, der einen Orchideenjäger begleitete, wurde an der rechten Hand gebissen und bot, ohne einen Augenblick zu verlieren, einen seiner Stammesgenossen, ihm mit dem Dolchmesser das Handgelenk wegzuschneiden, was auch geschah. Woraus man ersehen kann, daß man dadurch, daß man die Bäume fällt, noch lange nicht vor Schlangen sicher ist; man kann ihnen dann aber immerhin leichter entkommen, als wenn man schleunigst vom Baum zu fliehen sucht oder mit der Geschicklichkeit eines Affen von Ast zu Ast springt. „Der furchtbarste Feind der Orchideenjäger ist aber weder die Schlange, noch das Sumpffieber, noch der Tiger; die größte Gefahr, die ihn bedroht, ist

vielmehr der Mensch. Von acht Jägern, die eine englische Firma nach Indien gesandt hatte, wurden fünf von den wilden Volksstämmen, die am Westabhang des Himalaja wohnen, niedergemetzelt; die drei anderen wurden gefangen genommen und mußten später Sklavendienste tun. Man weiß, daß die afrikanischen Neger mit grausamer Lust für ihre Opfer die raffiniertesten Martern erfinden. Sie beschmieren den Körper eines Orchideenjähgers, den sie gefangen hatten, mit einer Feilschicht und warfen dann das Opfer auf einen Altar, wo sie es langsam verbrennen ließen. Dasselbe Schicksal stand einem anderen europäischen Jäger in Aussicht; sein Verbrechen bestand darin, daß er einen Eingeborenen nicht heil und gesund zu seinem Stamme zurückgebracht hatte, und er hatte ihn nicht zurückbringen können, weil der Schwarzem auf der Orchideenjagd von wilden Tieren zerfleischt worden war. Der unglückliche Europäer, der das alles verschuldet haben sollte, sollte bei lebendigem Leibe geröstet werden, aber der Negerpotentat, der ein nahe Verwandter des von den Bestien aufgefressenen Opfers war, erklärte dem Verurteilten, daß er geneigt wäre, ihn zu begnadigen, wenn er sich bereit finden ließe, die Witwe des Verstorbenen zu heiraten. Der Europäer beilligte sich, diese Strafwandlung anzunehmen und sorgte von der Stunde an für die ganze Familie seiner neuen Frau und ihres ersten Gatten.

„Es kommt nicht selten vor, daß der einzige Lohn, den der Orchideenjäger nach so vielen Mühen und Gefahren winkt, eine grünlische Enttäuschung ist. Ein Jäger hatte in den Sümpfen am Orinoco viertausend überaus seltene Orchideen, die fast sämtlich von unvergleichlicher Schönheit waren, gesammelt. Unter jahhlosen Mühen und Hindernissen wurde das kostbare Gut bis zum Gefahre gebracht. Die Blumen waren aber schon an Bord des Schiffes, das sie nach Europa bringen sollte, als plötzlich, kurz vor der Abfahrt, ein Brand ausbrach, der so verheerend wirkte, daß auch nicht eine der herrlichen Pflanzen gerettet werden konnte. Vor einigen Jahren schickte Koezel, ein sehr betagter Orchideenjäger, an eine englische Firma 27,000 Exemplare einer Orchideenart, die nur in Columbia vorkommt. Nur zwei dieser seltenen und besonders gesuchten Pflanzen lebten noch, als das Schiff an Englands Küste landete; sie brachten je 200 Dollars, eine lächerliche Summe, wenn man an den Selbstkostenpreis denkt. Wie kommt es wohl, daß so viele Menschen sich einem so unanbatharen und mit so vielen Gefahren verknüpften Geschäft zuwenden? Es gibt dafür nur eine Erklärung: die Orchideenjagd ist kein Geschäft, sondern eine Leidenschaft.

Pekin—Mukden.

Mukden, im Januar. Nur einmal in der Woche geht der „Erpreß“ noch der durch den letzten großen Krieg herühmt gewordenen Hauptstadt der Mandchurei, die zum Jantapfel der an den Stillen Ozean angrenzenden Völker zu werden droht. Der „Erpreß“ hat nur zwei Wagen für erste Klasse und ist stets überfüllt, schon lange vorher tobt der Kampf um die paar Plätze. Man schickt seine Chinesen schon Stunden vor Abgang zum Bahnhof, um sich in dem noch friedlich im Schuppen stehenden Wagen zwei Plätze zu sichern. Wer erst zu dem an der Rampe stehenden Zug kommt, der muß sehen, was übrigbleibt. Der Schläue hat längst alle in seiner Nähe freien Plätze mit dem Berg von Gepäck belegt, das man in Aussicht auf die sibirische Kälte im Norden mit sich führt. Wie ein Cerberus hockt man auf seinen Sachen, denn in diesem Kampf ums Dasein gilt jede List, und schon mancher sah ausgerechnet den Koffer, der die auch hier zum Reiten notwendigen Zehnen enthielt, auf Nummerwiedersehen verschwinden. Mit dem verbindlichen Lächeln sagen sich die Chinesen im Gedränge die größten „Freundlichkeiten“, unter tiefen Verbeugungen, eingeleitet in drangvoll hinterherlicher Ene. Zwei ganze Abtheile, also fast ein Viertel des gesammelten verfügbaren Raumes, ist für irgend eine imaginäre Exzellenz „per Zettel“ vom Verkehrsministerium reserviert. Trotz Protestes sehen sich einige ganz Freche hinein, und unter tiefen Knixen der Draußenstehenden geht der Zug ab. In Tientsin wiederholt sich das selbe Bild des Sturmes auf die Wagen. Die Exzellenz erscheint mit Kind und Kegel mit riesigen Gepäckmassen, Koffern und Körben primitiver Art, mit Massen von Dedn, Pelgen usw. Die „Freuden“ werden hinaustherbertet und ergattert mit Mühe einen Stuhl im Salon, dessen Sofa ein besonders bider Chinese einnimmt, der sein Zeitpöster so in Pelze gehüllt hat, daß er sich gar nicht bewegen kann und wie eine Wurst ausstieft. Pelzstrümpfe, Pelzhos, Pelzkleid, Pelzweste und -jude, dazu noch eine bis zur Erde reichende Pelzpelzenerie. Die „Wurst“ ist so bid, daß sie auf dem Sofa nicht Platz hat und mehrfach herunterrollt, sie muß sich mehrerer Kleider entledigen, wird kaum merklich binner, und schließlich kommt ein Provinziale heraus; er ist Kaufmann in Niutschow, g.

ber in Peking Geschäfte hatte, zusammen mit seinem gegenüberstehenden Freund, einem ganz Modernen ohne Jop.

Tongtu ist hinter uns, noch ein paar-mal kommen Unglückliche durch, die seiner Platz gefunden haben. Hier heißt es: Hilf dir selbst!, sonst ist kein hineingefallen. Aus unserem Salon wird einer hinausgeschleht, der nur ein Billett dritter Güte hatte und so tat, als ob er fest schlief. Die „Herren Boys“ der Exzellenz, natürlich mit Knopf und Pfauenfeder am Hut, siegen schon lang auf den besten Plätzen und rauchen scheußliche Zigaretten—made in Japan. Auf Fragen nach Billetten reagieren sie nur mit mißliebigen Lächeln; und da man in China betanntlich mit großen Tieren nicht gut Rirschen ist, läßt man sie ungeschoren. Jeder macht sich sein Lager zurecht, so gut er kann. Ein Chinese kann ja auch auf einem halben Quadratmeter bequem leben und ringelt sich auf Verlangen wie eine Boa constrictor zusammen. Den Europäer machen Reisen erfinderisch; zwei Stühle, wie sie hier allgemein üblich sind, gegeneinander gestellt, die Koffer, von denen man sich nicht gern trennt, dazwischen. Darauf schläft es sich ganz gut. Allerdings ist die Dampfheizung direkt daneben, aber besser zu warm, als in der Kälte. Außerdem entwickelt sich doch in einem Raum, in dem viele Chinesen zusammen sind, bald ein Duft, daß man gar nicht mehr weiß; ist es eigentlich „alt oder warm? Bald verrät ein Schnarchtonzert, daß alles sich in Morpheus' Armen befindet, nur ein Baby, einer der mit der Exzellenz mitgekommenen drei Frauen gehörig, ist noch nicht vollständig und gibt seiner Unzufriedenheit durch lautes Schreien Ausdruck. Doch auch das hat ein Ende, besonders, nachdem die übrigens höchstens dreißigjährige Exzellenz ihrem Mißfallen über den Sprößling ziemlich laut Ausdruck gegeben hatte.

Der nächste Morgen findet uns schon bei Schanhaiwan, wir passieren gerade bei aufgehender Sonne die zerfallene „große Mauer“. Die Chinesen sind bei der Morgentoilette, anhaltendes Käuspfern und virtuelles Spuden — zu jedem Stig gehört vorwärtsbalker ein sehr großer Spudnapf — sind die Begleiterscheinungen des an sich sehr einfachen Morganges. Mit einem heißen, etwas feuchten Tuch wischt man sich vorsichtig das Gesicht und die Hände ab. Ein Wachsraum ist zwar vorhanden, aber anscheinend nur zur Destoration, außerdem ist dieser Raum ungeheizt und daher höchst unempfindlich. Draußen fliegt die einförmige mandchurische Ebene an uns vorüber, leicht mit Schnee bestäubt. Die Dörfer sehen aus eins wie das andere. Lehmhäuser, Kautiangzäune, ab und zu als Ruhestätte eine rotbehaute Frau, Bäume rings um das Ganze. Niedrige Grabsbügel in den Feldern und über allem übliche Langeweile, aus der der Stumpf sinn des chinesischen Bauern resultiert. Auf allen Stationen steht die Bahnhofswehr bereit, acht bis zehn Mann mit aufgepflanztem Bajonnet. Die Leute stehen in unförmlich dicken, wattierten Hosen und Röcken, meist noch mit Pelzwesten zum Leberziehen, natürlich mit Handschuhen und unter der Solbatenmütze noch eine Pelzcape mit Ohrenklappen. Das Menschennaterial an sich ist nicht schlecht, die Leute sind meist gutgewachsen und wohlgenährt. Aber die „Chunghusen“ sind von denen sicher, denn marschieren kann diese Truppe in den unförmlichen Anzügen nicht, und wozu sie Pelzstapfen, Westen, Handschuhe in dem prächtigen Sonnenschein tragen, ist nicht ersichtlich.

Die Stationsgebäude sind solide in Stein gebaut, die Namen in lateinischen, chinesischen und russischen Buchstaben angebracht. Die Kleinhändler laufen auf und ab und bieten ihre Waren an. Der Speisewagen — in dem Kartenspielen und Rauchen erlaubt ist — verforzt die mehr mit irdischen Glücksgütern Gesegneten billig mit gutem Essen und Getränken. Für solche europäischen Einrichtungen zeigen die Chinesen volles Verständnis, und auch ein Schlafwagen würde sicher genutzt werden. Das Leben fluret im Zuge auf und ab. Man befaßt sich gegenseitig, ist, trinkt Tee und raucht Zigaretten und schwagt ohne Aufhören das flachste Zeug. Besonders darin entwickelt der Chinese eine große Virtuosität. Auffallend ist die Anmenge von Dienern, Akmas, Wacenshons und sonstigem Zugpersonal, die dauernd herumwimmeln. Ueber dem Ganzen thront ein europäischer Kontrolleur, den man doch noch immer für notwendig erachtet, obwohl die Bahn längst ein rein chinesisches Unternehmen geworden ist. Ohne den Europäer würde wahrscheinlich sofort die größte Korruption einreißen, aber auch der Europäer muß oft genug ein Auge zudrücken, denn wir sind hier nun mal im Orient.

Koupante — die Wurst fliegt aus, Abschied von den Reisefreundlichkeiten, förmlich mit der vollendeten Maste stereotypen Lächelns im Gesicht, von dem man nie weiß, was es verbirgt. Weiter und weiter rollt der Zug, wieder sinkt der Abend hernieder, die Sonne zaubert auf den westlichen monolithischen Bergen wunderbare Farberöne hervor, bis sie versinkt. Endlich am Abend elektrische Lampen draußen. Japaner ruden herein, neugierig, argwöhnisch, sie kontrollieren den gesamten Verkehr, jeder Ankommende und Abreisende ist registriert, ihre Leber-

wachungsmaschine funktioniert famos. Wie ein Uhrwerk läuft der japanische Kontrollapparat.

Wir sind in Mukden auf dem chinesischen Bahnhof. Zum japanischen muß man noch eine besondere Fahrkarte lösen, in wenigen Minuten kürzt sich das Meer der Kultus auf uns, man muß sein Handgepäck zusammenhalten, denn jeder möchte sich ein Zehntelstück verdienen. Draußen ist eisige Kälte, zwanzig Grad unter Null mindestens, der feine Schnee knirscht, und der Atem geht wie eine dicke Dampfwaule vor uns. Fruchende Maschinen rangieren hin und her; vor dem Bahnhof reißen sich die Kuffner ums Gepäd, im Winter ist der Verkehr nicht sehr groß, und man lebt von der Hand in den Mund. Seitdem der Russe fort ist — rollt der Rubel nicht mehr so leicht; die „russischen“ Zeiten waren goldene Zeiten, der Japaner wird in keiner Weise als der Befreier vom fremden Joch betrachtet. Er ist gefürchtet und verhaßt, nur halblaut waagt man seinen Namen zu nennen, kden und verärgert erscheint der Chinese im eigenen Lande, in dem der Sohn der aufstehenden Sonne sich wie der Herr gebärdet. Nur wenige Landsleute leben hier an diesem traurigen, oben Plage. Ueber allen liegt es wie ein Druck, und nicht unrichtig nennen viele die Mandchurei: „das Land der Verdammnis!“

Ein deutscher Forstmann aus pommerischem Geschlecht, ein Herr v. Platen, hat hier unter unfälligen Schwierigkeiten verbracht, deutsche Forstkultur auf chinesischen Boden zu verpflanzen. Bei ihm in seinem gemüthlichen Heim fand ich gattfreie Unterkunft, und bald wieder, zu wärmenden russischen Ofen sitzend, bei einem aulen Trunt vergesse ich, wieviel Unannehmlichkeiten das Leben hier in dem fremden, unruhigen Lande verbunden ist, denn sein gemüthliches Heim mutete fast wie ein Stüchchen heimattlicher Erde an. (F. v. Salzmann.)

Das Abrichten der Elefanten.

Obwohl der Elefant kein fleischfressendes Tier ist, kann er zuweilen doch recht gefährlich werden. Will man einen solchen Dicksäuter z. B. lehren, auf dem Kopfe zu stehen, so muß man recht vorsichtig zu Werke gehen. Man legt ihm dann Ketten um die Hinterextremitäten, dann wird er mittels Flachsenschnur in die Höhe gehoben und das so oft wiederholt, bis er begreift, was von ihm verlangt wird. Den gewaltigen Thieren beizubringen, daß sie eine besondere Stellung einnehmen, ist überhaupt eine schwierige Aufgabe. Eine wohlbekannte Stellung ist u. a. die, wobei sich ein Elefant mit den Vorderbeinen auf den Rücken eines anderen stützt, während er den Rüssel in der Luft herumschwenkt. Um ihn das zu lehren, muß ihm eine Kette um den Nacken und eine zweite um den Rüssel gelegt werden. Die Gehilfen ziehen nun an der Nackenkette, bis das Tier dadurch gewürgt wird. Es erhebt sich dann auf den Hinterbeinen, um atmen zu können. Darauf wird die Rüsselkette angezogen und der andere Elefant, auf den der erste die Vorderbeine legen soll, ihm unter diese geschoben. Wertwürdigerweise wollen die Elefanten gerade von diesem gar nicht allzu schwierigen Kunststück nichts wissen und greifen nach einer Unterrichtsstunde nicht selten ihren Lehrmeister ernstlich an.

Kindliches Mißverständnis.



Banlschen: „Entel, laß mich doch mal deine Affen sehen.“ Ede (erstaunt): „Meine Affen? Wie soll ich denn zu Affen kommen?“ Banlschen: „Kapa lagte doch neulich zu Mama, du hättest dir schon manchmal einen Affen gekauft!“



Ede: „Das trifft sich ja ausgerechnet: ich habe gerade zum Geburtstag meiner Erbante einen solchen Elefanten, daß mir die Augen fortwährend tränen!“